

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1895)
Heft: 2

Artikel: Die Bergvölker Vorder-Indiens
Autor: Stolz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bergvölker Vorder-Indiens.

Von C. Stolz, St. Gallen.

Aus dem Völkermeer Hindustans, das den fünften Teil der gesamten Menschheit umfasst, ragen, Inseln gleich, die Stämme der Berg- und Waldbewohner hervor, die ein Sonderleben führen und manche Züge aufweisen, die unser Interesse in Anspruch nehmen dürften, obgleich diese Völkerschaften sich nicht durch besondere Leistungen und Errungenschaften auszeichnen.

Der in vorgeschichtlicher Zeit geschehenen Einwanderung der Ureinwohner des Landes, der Dravidas und der aus dem Nordosten gekommenen Kolarier, folgte ums Jahr 1000 v. Chr. eine Einwanderung arischer Völkerschaften, die zunächst in Pandschab sich niederliessen, dann sich ostwärts am Fuss des Himalaya und südwärts bis zum Vindya-Gebirge ausbreiteten. Ihre Etappen im eigentlichen Arjawarta sind Indraprastha (später Delhi), Mathura an der Jamuna, Hardwar am oberen Ganges, Prajaga (später Allahabad) am Zusammenfluss beider Ströme, Laknau, Oudh (Ajodhia), weiter südlich Kaschi (Benares), Gaja etc. Ihrem Wander- und Eroberungstrieb folgend drangen sie immer weiter nach Süden und Westen, so jedoch, dass sie in der jetzigen Präsidentschaft Madras, dem Königreich Meisur und Teilen des Süd-Mahratta- und Nizam-Gebietes nicht mehr massenhaft auftreten, sondern nur durch geistige Ueberlegenheit die Herrschaft an sich reissen konnten. Im Norden, mit Einschluss Bengalens, herrschen daher die sanskritischen, im Süden die dravidischen Sprachen vor. Die unterworfenen Völkerschaften wurden als Schudras in das Kastensystem eingegliedert und mit brahmanischer Religion wenigstens an der Oberfläche gefirnisst, während der frühere Dämonendienst verbunden mit Zauberei die eigentliche Religion blieb.

Diese politische, soziale und religiöse Knechtung wirkte äusserst nachteilig auf die Ureinwohner, und wenn es uns einerseits schmeicheln könnte, dass unsere arischen Stammverwandten die ungeheuren Länderstrecken, so gross wie Europa ohne Russland, sich dienstbar zu machen wussten, so müssen wir andererseits erröten über den heillosen Einfluss, den sie auf die Bevölkerung ausgeübt haben und noch ausüben. Es dürfte sich in der Geschichte kaum ein zweites Beispiel finden, wo glänzende Begabung so schlecht angewendet worden ist, wie hier. Nicht nur ist das indische Volksleben so von Lüge und

Verstellungskunst — diesen Ausflüssen der Knechtschaft — durchfressen, wie kaum ein anderes, sondern an seinem Mark nagt auch eine krasse, zur Wissenschaft ausgebildete Unsittlichkeit.

Vor dieser drängenden und schiebenden Völkerflut retteten sich einzelne Stämme, dravidische sowohl als kolarische, in die Berge und unwegsamen Wälder und haben dort, wenn auch vom Hinduismus nicht ganz unberührt, im Ganzen ihre Eigenart durch Jahrhunderte hindurch bewahrt. Die bekanntesten sind die *Kols* in Tschota Nagpur, Westbengalen, nordöstlich von ihnen die *Santals* in Santalistan, die *Pahari* oder *Malars* und *Baigas* im Radschmahalgebirge südlich vom Ganges, die *Gonds* in Gondwana, Zentral-Provinzen, im Stromgebiet des Nerbudda, die *Koi* am Godawery im Telugugebiet, die *Bhils*, früher in Radschputana ansässig, später in die Wildnisse des westlichen Zentral-Indiens verdrängt, die *Konds* oder *Khunds* im Gumsurgebirge in Orissa, die *Luschai* zwischen Assam und Barma und in den Westghats die *Kanakar*, *Malavelan*, *Malayarayans* etc., in Travancore, die *Malaschar* oder *Malaschiar* und *Kader* in Kotschin, die *Kurawar* oder *Kunnuwarigal* in Malabar und die *Koragas* in Süd-Canara.

Ueber die *Gonds* sagt Capt. H. C. Ward: „Der Gond im Dienst ist ausnehmend treu und gehorsam gegen seinen Brodherrn, so sehr, dass er nicht anstehen würde, in seinem Auftrag ein Verbrechen zu begehen, und eher sterben würde als ihn verraten. Col. Thomson sagt von ihnen, dass sie Fremden gegenüber sehr schüchtern seien, obgleich es ihnen an Mut nicht fehle, und rühmt ihre Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe und Treue; dagegen seien sie unberechenbar, wanderlustig und scheinen keine Anhänglichkeit an Orte zu haben. Gut und mit Vertrauen behandelt, geben sie ausgezeichnete Arbeiter, während sie in der Hand schlechter Führer leicht zu Plünderungszügen verleitet werden können, die sie früher mit Vorliebe betrieben. Ein anderer Kenner des Völkchens rühmt ebenfalls seine Wahrhaftigkeit und Treue, mit der sie gegebene Versprechen einlösen und unter sich das Eigentumsrecht achten. Solche aber, denen sie sich nicht verpflichtet halten, können sie ohne Skrupel berauben. Sie sind von mittelmässiger Intelligenz und mehr als gewöhnlicher Beobachtungsgabe, scheu gegenüber Fremden, aber nicht ohne Mut, wo dieser herausgefordert wird. Der grosse Fleck auf ihrem Charakter ist die Trunksucht.“

Ueber die *Koragas* in Süd-Canara schreibt ein mir bekannter Brahmane, U. Raghavendra Rao, etwas schwülstig, aber im Ganzen

zutreffend: „Mit seinem schwarzen Gesicht, seiner mässig grossen Stirn und seinem starken Körper, ein Bild der Zufriedenheit, ist der Koraga getrennt von der übrigen Menschheit durch Kleidung, Sprache, Gebräuche und Gewohnheiten. Ungebildet, wie er ist, gedeiht die Tugend in seinem Kreise wie in ihrem natürlichen Boden. Es mag ihm unbekannt sein, ob Indien durch die Engländer oder Mohammedaner regiert wird; er mag denken, dass eine Uhr nicht durch Räder, sondern durch ein göttliches Wunder bewegt wird; Eisenbahnen und Telegraphen mögen Dinge sein, die er erst noch kennen lernen muss, — aber er hat eine Natur frank wie die Taube und mild wie das Lamm. Er hat einen Gott, den er zu lieben und anzubeten weiss, so unvollkommen seine Sprache sein mag. Lügen, Stehlen, Ehebruch und andere soziale Uebel kennt er nicht. Er ist niemals in einem Gerichtshof als Angeklagter erschienen. Es ist wahr, er trinkt Palmwein, und muss durch die höheren Schudraklassen mit dieser Gewohnheit bekannt geworden sein; er isst Fleisch (den Brahmanen ein Greuel) — was sollte er sonst essen, wenn wir ihm alle andern Subsistenzmittel verweigern? Während jedes Volk, jede Gesellschaft und jedes Individuum nach Ehre und Emporkommen strebt, ist der Koraga, ein geborener Sklave, reichlich zufrieden mit seiner Unwissenheit, seiner Hütte und seiner Armut. Er isst das Aas des gefallenen Viehes und kleidet sich in Lumpen, die ihm das sind, was uns die kostbarsten Kleider. Versuche ihn zu einer Aenderung seiner Kleidung zu überreden, halte ihm seine Nacktheit vor, und er wird weglaufen oder antworten: Ich befinde mich wohl in meiner Armut.“

Diese Zeugnisse über zwei Stämme passen mit Einschränkungen auf alle diese Bergvölker. Dass einige derselben, wie die Bhils und Pahari, gefährliche Nachbarn waren, ist leicht begreiflich, wenn man an die Behandlung denkt, die diese Leute erfahren haben. Von den Ariern als minderwertige Geschöpfe verachtet, verfolgt und verdrängt, in neuerer Zeit von bestechlichen Hindubeamten und wucherischen mohammedanischen Händlern ausgesogen, wurde ihre Gutmütigkeit auf ungewöhnlich harte Proben gestellt, die sie nicht immer bestanden hat. Dass sie aber traktabel sind, beweist die Veränderung, die gerade bei diesen beiden Stämmen infolge humaner, taktvoller und vertrauenerweckender Behandlung seitens englischer Regierungsbeamter vorgegangen ist. Nicht nur haben sie ihre Raubzüge aufgegeben, sondern die Bhils stellen der englischen Regierung ein Armeekorps.

Auch die Santals, die infolge Missregierung durch korrupte Hindubeamte 1855 zu einem Verzweiflungskampfe getrieben wurden, sind friedliche Untertanen geworden, seit die Regierung, durch diese Empörung belehrt, vermittelst guter Gesetze und tüchtiger Beamten das Vertrauen des Volkes gewonnen hat.

Allgemein und in scharfem Gegensatz zur übrigen Hindubevölkerung wird den genannten Stämmen Wahrheitsliebe nachgerühmt. Das geht so weit, dass z. B. in Süd-Canara zwei Parteien, die sich zu etwas verpflichten wollen, in die Nähe einer Koragahütte gehen und einen Stein gegen dieselbe werfen, was einem feierlichen Schwur gleichkommt. Ebenso ist bei ihnen eheliche Treue, ein dem Hindu fast völlig abhanden gekommenes Gut, zu Hause. Bei einzelnen Stämmen wird der Ehebrecher kurzer Hand mit dem Tode bestraft. Ferner haben sie unter sich keine Kastenunterschiede mit all ihrer demoralisierenden Wirkung. Ihr grösster Feind ist der Schnaps. Wie oft sah ich die Koragas, die als Korbflechter an der Küste gearbeitet und einen Teil ihres Taglohns in Palmwein oder Schnaps angelegt hatten, abends in sehr angeheiteter Stimmung unter lebhaftem Gespräch im Gänsemarsch in ihre Waldwohnungen zurückkehren. Bei den Gonds bieten ausser den gewöhnlichen Trinkgelagen auch die religiösen Feierlichkeiten Gelegenheit zur Befriedigung dieses verderblichen Hanges.

Eigentümliche Rechtsverhältnisse bestehen unter diesen Völkern. Sie leben in einer Art Kommunismus, von der Anschauung ausgehend, dass das Land des Dorfes oder Gaues der gesamten männlichen Bevölkerung gehöre, sodass der Einzelne zwar mehr Besitz erwerben kann als der andere, aber sein Land nicht verkaufen darf. Stirbt er ohne männliche Nachkommen, so fällt das Land entweder an männliche Verwandte oder an das Dorf und den Stamm zurück. Bei den Kanikar in Travancore wird das Feld und sein Ertrag als gemeinsames Eigentum betrachtet und die Arbeit gemeinsam getan — das reinste Ideal für unsere Sozialpolitiker.

Jeder der Bergstämme hat sein eigenes Idiom, doch besitzen diese Sprachen viel Gemeinsames. Sie sind noch nicht genügend erforscht, um genau klassifiziert werden zu können. Nur so viel ist sicher, dass sie, wie die dravidischen, zur Gruppe der agglutinierenden Sprachen gehören. Eigentümlich ist, dass in denselben eine Reihe von Wörtern vorkommt, die Verwandtschaft mit dem Sanskrit zeigen, woraus man schliessen wollte, dass die Stämme in vorgeschichtlicher

Zeit sich mit den Ariern vermischt haben. Eine Hauptschwierigkeit, diese Dialekte kennen zu lernen, besteht darin, dass die Waldleute über dieselben sehr zurückhaltend sind. Während sie über andere Dinge in gutmütiger Weise Auskunft geben, werden sie unmanierlich und abweisend, sobald sie über ihre Sprache befragt werden, die sie wie ein unveräusserliches Gut hüten. Nur wer unter ihnen wohnt und ihr Vertrauen gewonnen hat, kann hoffen, auch mit ihrer Sprache vertraut zu werden.

Die Regierung durch Stammeshäupter ist eine sehr patriarchalische, und nur schwer finden sich die Leute in die bürokratischen Formen der englischen Verwaltung und Justiz, soweit sie mit denselben in Berührung kommen. Mit Disziplin und Subordination nach europäischen Begriffen stehen sie überhaupt auf gespanntem Fuss.

Ein Charakterzug, der die Waldbewohner vorteilhaft von den Hindu unterscheidet, ist die geachtete Stellung des Weibes. Das kommt z. B. den Witwen zu gut, die wieder heiraten dürfen, und nicht den Misshandlungen ausgesetzt sind, die ihren Hinduschwestern das Leben zu einer oft unerträglichen Plage machen. Die bei den Hindu üblichen Kinderheiraten sind ihnen fremd. Die Männer treten mit ca. 20, die Frauen mit 15 Jahren in die Ehe. Bei den Bhils werden für die Frau etwa 200 Mark bezahlt.

Wie die Bergbewohner geistig zurückgeblieben sind, so ist ihr Aufenthalt in fieberischen Waldgegenden und ihre kümmerliche Lebenshaltung auch der körperlichen Entwicklung nicht günstig. Es sind meist mittelgrosse, gedrungene Gestalten, die mit dem breiten Gesicht, der breiten kurzen Nase und der schwarzen Farbe an den Neger-typus erinnern, um so mehr als das Haar vielfach kraus ist, was bei dem Hindu selten vorkommt. Immerhin sind z. B. die Bhils abgehärtet und grosser Strapazen fähig.

Die Kleidung besteht gewöhnlich aus einem Stück blauen Baumwollzeugs um die Lenden. In Kanara durften früher die Koragas kein Tuch tragen, sondern nur eine aus Zweigen geflochtene Schürze. Die englische Regierung aber verlangt als Minimum von Bekleidung ein Lendentuch, das nun getragen wird, während das Zweiggeflecht, von dem sie sich nicht trennen zu können scheinen, auf der Rückseite angebracht wird. Ob sie das aus alter Anhänglichkeit oder zur Bequemlichkeit beim Sitzen oder aus einem unbestimmten Gefühl, dass sie auf irgend eine Weise ihre Inferiorität andeuten sollten, tun, weiss ich nicht. Jedenfalls gereicht diese Erinnerung an frühere Vergewaltigung nicht ihnen, sondern den herrschenden Hindukasten

zur Unehre. Auch diese Naturkinder sind grosse Freunde des Schmuckes, besonders die Frauen, die Spangen von Eisen und Messing, Halsbänder von Korallen und Perlen und an Fingern und Zehen Ringe von Weissmetall tragen. Reichen hiezu die Mittel nicht, so wird in das Ohrläppchen, das nach und nach unförmlich ausgedehnt wird, eine 2 cm breite und bis 6 cm Durchmesser haltende Rolle von Palmblatt eingezwängt, was nach unserm Geschmack freilich nicht zur Erhöhung der Schönheit dient. Glücklicherweise lässt sich über den Geschmack nicht streiten, und jedenfalls sind diese „Wilden“ noch nicht auf die verrückte Idee gekommen, das Korsett einzuführen.

In Gegenden der Westghats, wo die englische Forstverwaltung noch nicht Fuss gefasst hat, treiben die Bergbewohner einen eigentlichen Raubbau. An irgend einer sonnigen Halde, in der Nähe einer Quelle oder eines Baches, wird ein Stück Wald gehauen, und wenn dürr, angezündet, um dann den humusreichen Boden mit Bananen, Mais und andern Lebensmitteln zu bepflanzen. Wenn nach einigen Jahren der Busch nachwächst, wandern sie, statt den Kampf mit demselben aufzunehmen, weiter, um eine andere Waldstelle zu roden, wobei sie sich immer aufs neue den dem Boden entströmenden giftigen Ausdünstungen aussetzen. Die Wohnungen sind äusserst einfach, aus Holzgeflecht bestehend und mit einem niedern Eingang versehen. Früher wurden diese Hütten fast immer auf Bäumen angebracht zum Schutz gegen Elefanten, Tiger und Bären. Als Leiter wurde ein Bambusrohr benutzt, dessen kurz am Stamm abgeschnittene Zweige als Sprossen dienten. Bei Nacht konnte die Leiter leicht heraufgezogen werden und der Mann konnte wie die Engländer sagen: „my house is my castle“. Jetzt müssen die Leute in Gegenden, wo eine rationelle Forstkultur Platz gegriffen hat, auf einem ihnen von der Regierung angewiesenen Landstück sich sesshaft machen, und bauen ihre Hütten auf die Erde, wobei die Niederlassung oft zum Schutz gegen ungebetene Gäste mit einem Pallisadenzaun umgeben wird. Die Anpflanzung geschieht im Turnus, indem ein Teil des Landes einige Jahre brach liegt. Als Entschädigung für diese Einschränkung werden die Leute von der Regierung bei Forstarbeiten und beim Fang und der Zähmung von Elefanten verwendet. Trotzdem sie keine Freunde anhaltender und anstrengender Arbeit sind, sondern sich manche Erholungspause gestatten, werden sie grundsätzlich von den Beamten rücksichtsvoll behandelt und erhalten den landesüblichen Taglohn. Neben den selbstgepflanzten Produkten ziehen sie Palmwein von der wilden Sagopalme (*Caryota urens*) und

sammeln wilden Honig, Wachs und Cordamomen, die ihnen eine Nebeneinnahme bieten. Ein ziemlich verkommener Stamm in Travancore begnügt sich mit wild wachsenden Kräutern und Wurzeln, und verschmäht nicht als Zugabe Ratten, Eidechsen, Schlangen und das Fleisch des gefallenen Viehes.

Die Religion der Bergvölker ist nicht, wie die brahmanische, in ein System gebracht, sondern unentwickelt wie das Volk selbst. Sie besteht in einem mehr oder weniger bewussten Monotheismus, ohne Kultus für Gott, wohl aber mit Opfern an Dämonen und Fetische. Gott selbst denken sie sich weit weg, wie es der Kol naiv ausdrückt: Singhonga (der Sonnengeist) im Himmel ist allmächtig, aber er ist zu weit. Es geht ihm wie dem Russen, dessen Zar auch weit weg ist, und der sich mit dessen Amtleuten abfinden muss. So dient der Kol untergeordneten Bongas: Berggeistern, Wassergeistern etc., die ihm schaden oder nützen können, je nachdem er sich zu ihnen stellt, ihnen Ehre antut oder sie vernachlässigt. Auch auffallende Naturerscheinungen und leblose Gegenstände, verstorbene Menschen, besonders solche, die sich durch Gewalttätigkeit ausgezeichnet hatten, und die eigenen Ahnen werden gefürchtet, weil ihnen übernatürliche Kräfte zugeschrieben werden. Die Mittel, um die bösen Gewalten zu überwinden und günstig zu stimmen, sind Opfer und Zauberei.

Die Pahari, die den unsichtbaren Schöpfer in Bäumen, Steinen etc. verehren, glauben an eine Art Seelenwanderung, wobei die Guten wieder als Menschen geboren, die Bösen in Pflanzen versetzt werden.

Die Santals, die nach ihrer eigenen Ueberlieferung nach der grossen Flut vom Berge „Haratta“ durch Iran und Kandahar ins Pandschab gezogen sind und von dort nach mehreren Menschenaltern vertrieben wurden, haben ebenfalls einen unklaren Begriff vom Fortleben der Seele, indem sie beim Aufzählen ihrer Familienglieder die verstorbenen Kinder einrechnen. Ihre Opfer, teils Tiere, teils rote Blumen, gelten hauptsächlich dem Marangbonga, dem grossen Geist, der als Oberster der Dämonen betrachtet wird. Sie haben eine Menge Zeremonien, die den gewählten Priestern (eine Priesterkaste besteht unter den Bergstämmen nicht) viel zu tun geben.

Die Gonds verehren 15 Gottheiten, von denen je eine über den Krieg, die Schluchten, die Viehherden, die Krankheiten etc. gesetzt ist. Eine derselben gilt als Vermittlerin zwischen den Menschen und dem unsichtbaren Schöpfer. Sie sind meist bösartig, sodass einigen bis vor nicht langer Zeit auch Menschenopfer gebracht wurden. Das

geschah in noch höherem Masse bei den sonst gutmütigen Konds, die zur Versöhnung der Erdgöttin und zur Sicherung einer guten Ernte Menschen opferten, teils Leute des eigenen Stammes, teils solche, die aus dem Unterland geraubt waren. Diesem Unwesen hat die englische Regierung ein Ende bereitet durch eine spezielle Aufsichtsbehörde. Im Jahre 1861 konnte diese „Khond-Agentur“ aufgehoben werden, nachdem sie gegen 1800 Menschen das Leben gerettet hatte, die von der Regierung in besondere Kolonien untergebracht wurden.

Auch die Geister verstorbener Verwandten geniessen Verehrung. Die Gonds, wie die Bergvölker überhaupt, leiden sehr unter der Gespensterfurcht, und die Bhils haben obendrein eine abergläubische Furcht vor Hexen. Wehe der Frau, die im Verdacht der Hexerei steht! Im Uebrigen sind die Bhils praktische Leute. Bei Regenmangel, Seuchen oder sonstigen Kalamitäten versprechen sie den zornigen Gottheiten das Blut eines Büffels, opfern aber erst, wenn das Uebel gehoben ist, und behalten dann das Fleisch für sich. Ohne Hülfe kein Opfer! Auch sie glauben an eine Art von Seelenwanderung.

Die Waldleute in den Westghats stehen, wohl ziemlich unschuldigerweise, im Geruch grosser Zauberkräfte, und sind deshalb von den einen gesucht, von den andern gefürchtet. Bei den höheren Kasten in Süd-Kanara ist es verboten, den Namen Koraga bei Nacht auszusprechen. Andererseits kommt es vor, dass, wenn eine Frau mehrere Kinder nach einander verloren hat, sie das nächste einer Koragafrau zur Pflege übergibt, in der Hoffnung, dass es dann am Leben bleiben werde. Diese „schmückt“ das Kind mit eisernen Spangen und verspricht ihm langes Leben, freilich oft ohne dass die Prophezeiung in Erfüllung geht. Ein solches Mädchen wird Korapulu, ein Knäblein Koraga genannt, doch werden bei der Heirat des Mädchens oder bei der Anlegung der heil. Schnur beim Knaben die Namen wieder geändert.

Eine andere Gewohnheit entspringt demselben Aberglauben. Ist Jemand sehr krank oder sonst in fatalen Verhältnissen, so füllt er ein grosses Gefäss mit Sesam-Oel und verrichtet vor ihm die gleichen Zeremonien wie vor seinem Hausgötzen. Er lässt sein Bild im Oel widerspiegeln, tut dann ein Haar seines Zopfes und den Nagel einer Zehe hinein und verteilt dasselbe unter Koragas, wodurch nach seiner Meinung das Uebel abgewendet wird.

Im wesentlichen herrscht also unter den Bergvölkern eine Religion der Furcht, und ihr Kultus ist ein Markten mit den bösen Geistern, um sie zufrieden zu stellen und sich vor ihrer Bosheit zu schützen.

Die Stämme der blauen Berge (Nilagiri) übergehe ich, da in den „Mitteilungen“ von 1883 ausführlich über sie berichtet worden ist. Zudem ist der zahlreichste derselben, die Badaga, offenbar in geschichtlicher Zeit aus dem nördlich gelegenen Kanaresenlande eingewandert und hinduisiert; die Herkunft eines der drei übrigen Stämme, der Todas, ist noch eine umstrittene Frage.

Die Bergvölker stehen gegenwärtig in einer kritischen Uebergangszeit. Die veränderten Verkehrsverhältnisse und das immer ausgedehntere Schulwesen unter der Hindubevölkerung reißen sie mehr und mehr aus ihrer Isolierung heraus. Diejenigen Teile, die hinduisiert wurden, haben sich dem schmutzigsten Religionssystem, dem Schiwaismus, ergeben, und sind auf die unterste Stufe des indischen Kastenwesens hinabgesunken. Schon das Erlernen der Landessprache und der Verkehr mit den umwohnenden Hindu, durch welchen sie in ihre Schliche und Ränke eingeweiht werden, wirkt schädlich auf diese Naturkinder. Es kann sich kaum darum handeln, dass sie auf der jetzigen primitiven Stufe stehen bleiben, aber ein Aufgehen im Hinduismus würde sie in sozialer und sittlicher Beziehung erniedrigen. Glücklicherweise zeigen sie sich dem Christentum ziemlich zugänglich, und die evangelische Mission hat, nach Ueberwindung der Scheu vor den Fremden, schöne Erfolge unter ihnen gesehen. Etwa 50,000 Kols sind Christen geworden, und auch unter den Gonds, den Pahari, den Bhils, den Santals und den „Bergkönigen“ der Westghats wird eine hoffnungsvolle Arbeit getan. Werden diese Völkerschaften durch das Christentum gehoben, statt durch den Hinduismus in den Schmutz getreten zu werden, so können sie bei ihrer noch urwüchsigen Art ein Segen für das ganze Land werden. Wer ein Gefühl hat für die Unterdrückten und Enterbten der Gesellschaft, kann nur wünschen, dass diese Stämme, die bei aller Ungunst der Verhältnisse in mancher Beziehung achtungswerter dastehen als ihre Bedrucker, nach dem seit Jahrhunderten gefristeten kümmerlichen Dasein einer glücklicheren Zukunft entgegengehen.